

gale Existenz mehr. Dennoch ist es seit 1917 nicht ganz ausgestorben. Im Augenblick soll es in etwa 90 Klöstern wieder Mönche geben. So dauert gegen Wind und Wetter eine religiöse Lebensform weiter, die wohl bedroht, aber in ihrer letzten Tiefe unverwundbar ist. Pisarew hatte recht: „Gut ist nur, was den Schlägen standhält.“ Neun Jahrhunderte heiligen Lebens haben standgehalten.

Die gefährliche Macht

Von AUGUST BRUNNER S.J.

Macht als Erscheinung des Göttlichen

Von altersher ist die Macht dem Menschen als etwas Geheimnisvolles, ja als etwas Göttliches erschienen. Ein Unbegreifliches strahlt von diesem oder jenem Menschen aus, so daß sich ihm alle unterwerfen. Man weiß nicht, was es ist; es ist mit den Augen nicht wahrzunehmen und nicht mit Händen zu greifen. Und doch beugt sich vor ihm jeder Widerstand. Ja man freut sich, dazu auserlesen zu sein, ihm zu dienen. Die Geheimnisse der Welt scheinen vor dem Blick solcher Menschen offen dazuliegen. Wie könnten sie sonst Anordnungen treffen, die die Unordnung in Ordnung verwandeln, an Stelle des Krieges aller gegen alle Friede und Gemeinschaft stiften und durch die Zusammenfassung der widerstrebenden Kräfte geradezu übermenschliche Werke zustande bringen? Nur als Einklang mit dem Kosmos, als Teilhabe am Göttlichen, wußte man sich solche außerordentlichen Gaben der Beherrschung und Leitung zu erklären.

So wird es verständlich, wenn schon in frühen Zeiten bei den Ägyptern und bei den Sumerern der König göttlich verehrt wurde, wenn man in ihm die Stelle sah, wo der Wille und der Weg des Alls sich allen verständlich kundgab. Darum galt der König aber auch nicht nur als für das verantwortlich, was wir heute als die Aufgabe einer Regierung ansehen. Das Wohl seines Volkes einfachhin, reichlicher Regen oder versengende Dürre, Gesundheit oder verheerende Seuchen, reichliche Ernten oder Hungersnöte, Sieg oder Niederlage, Erfolg oder Mißlingen der Unternehmungen, das alles hielt man für wesentlich mit dem Verhalten des Königs verknüpft. Diese Überzeugung hatte sich bis in unser Jahrhundert hinein in China erhalten, war aber früher sehr weit verbreitet.

Als dann die griechische Philosophie auch über das Amt des Herrschers nachzudenken begann, da entstand die Gestalt eines Wohltäterkönigs, der gottgleich über den Menschen wandelt und sie weidet wie ein Hirt seine Schafe. Er kennt kein Gesetz als das seines Willens; dieser ist Norm nicht nur eines bestimmten Staates oder Landes, sondern des Alls überhaupt, mit dem der König durch seine Natur in Einklang steht. Wesen und Aufgabe des Königs stellt sich darin dar, daß er der ganzen Welt Wohltäter ist. Unter dem Eindruck der überragenden Gestalt Alexanders des Großen und dem

Einfluß uralter östlicher Vorstellungen entwickelte sich hieraus das hellenistische Gottkönigtum, das in den römischen Cäsaren seine Nachfolger fand.¹

Entsprechend waren auch die Abzeichen dieses Gottkönigtums. Die Krone versinnbildete seine immer siegreiche Macht; mehr noch, im Glanz ihres Goldes und im Gefunkel der edlen Steine strahlte sein göttliches Wesen sichtbar auf. Mit seinem goldenen Stab, dem Szepter, leitete er voller Weisheit die Herde seiner Untertanen auf den Wegen, die dem Gefüge des Alls entsprachen und zur Fülle des Friedens führten. Sein Gewand endlich, sein königlicher Mantel besonders, war mit seinen Symbolen das Macht verleihende Abbild des Weltenmantels, des in der Pracht seiner Sterne erstrahlenden Himmels, der das All umfaßt und beherrscht. Wer diesen Mantel trug, dem war die Weltherrschaft zugesichert.

Wir kommen nur dann zu einem Verständnis dieses Herrscherkults in alter Zeit, wenn wir bedenken, daß in den geborenen Herrschergestalten, wie in einem Alexander, das unsichtbare Walten des Geistes, seine Überlegenheit über alles Stoffliche, seine ordnende, überschauende und befriedigende Macht allen sichtbar und greifbar wurde. Bei der damaligen Auffassung vom Göttlichen war es so gut wie unvermeidlich, in solchen Menschen ein Aufstrahlen, eine „Epiphanie“ des Göttlichen in der Welt zu sehen. So sehr dieser Glaube von gewissenlosen Herrschern ausgenützt werden konnte und es nur allzu oft auch wurde, in seinem Ursprung war er eine aufrichtige Überzeugung, die bei den Untertanen und bei den Königen in gleicher Weise wirksam war.

Die Entlarvung der Macht

Als dann in Jesus Christus der wahre Gottkönig und der wirkliche Beherrscher des Alls in dieser Welt erschien, da wurden auch ihm die Abzeichen seiner Würde zuteil. Da aber in seinem Leben nichts zufällig geschah, sondern alles erfüllt war von entscheidender Bedeutung, so offenbart sich in ihnen sein Urteil über das Königtum und über alle Herrschaft von Menschen über Menschen. Seine Krone war eine Dornenkrone. Das also bedeutet herrschen: nicht göttlichen Glanz und siegreiche Überlegenheit, nicht strahlendes Glück und übermenschliche Seligkeit, sondern stechenden Schmerz, der bis in das Innerste des Geistes blutig eindringt. Zum Szepter gab man ihm ein schwaches Rohr, das an jedem Widerstand zerknickt und zerbricht: das königliche Wissen um das Beste ist hohl und vergeblich und endet im Zusammenbruch. Alle menschliche Leitung führt aus dem Dunkel ins Dunkle. Der Königsmantel schließlich ist nicht der machterfüllte Weltenmantel, sondern ein elender Fetzen, den selbst der arme und verachtete Soldat weggeworfen hat, weil er ihm nicht mehr gut genug war. Eine schneidendere Ironie über alles menschliche Herrschen ist nie ergangen, nie eine vernichtendere Kritik darüber ausgesprochen worden, allerdings so, daß

¹ Kittel, Theol. Wörterbuch zum Neuen Testament, I, S. 563.

an dem Blutigen dieser Ironie Christus selbst verblutete und er zuerst die Bitterkeit der Kritik verkosten wollte.

Mit diesem Urteil Christi ist das unbefangene Verhältnis des vorchristlichen Menschen zur Macht unmöglich geworden; ihre Unschuld ist zerstört. Skrupellose Machtmenschen haben dies zu jeder Zeit dem Christentum übel genommen und sind in Feindschaft zu ihm geraten. Aber auch den wohlgesinnten Politiker und Staatsmann beschleicht leicht ein Gefühl des Unbehagens gegenüber seinen oft so lästigen und das Regieren erschwerenden Forderungen.

Die Zwiespältigkeit

Das Verbrechen des Christentum besteht nur darin, daß es uns die Augen über das wahre Wesen der Macht geöffnet hat. Ihre maßlosen Untaten, ihre blutigen Verbrechen verschwinden nicht mehr im Glanze göttlicher Verehrung. Sie erscheint nun im Gegenteil als die große, ja als die teuflische Versuchung (Mt 4,8—11; Lk 4,5—8). Ihr Weg ist bezeichnet durch die Tränen und das Blut ihrer zahllosen Opfer und durch die Unmenschlichkeit derer, die sich ihr überlassen haben. Und doch läßt sich die Macht nicht entbehren. Ohne sie gibt es kein geordnetes Zusammenleben der Menschen, keine Freiheit, keine Kultur, keine Menschlichkeit. So steht sie in einem quälenden Zwiellicht. Sie schafft und zerstört, sie befreit und knechtet, sie erhöht und erniedrigt, sie bringt Leben und Tod. Göttlich und teuflisch zugleich verwirrt sie das Urteil des Menschen, der mit ihr nicht fertig wird. Er gerät ins Ausweglose, ob er nun versucht, sich ihr hemmungslos zu überlassen, oder ob er sie als in sich böse verwirft und es unternimmt, ohne sie auszukommen.

Die tiefe, unüberwindliche Zwiespältigkeit der Macht hängt ihr aber von ihrem Ursprung her an. Macht ruht auf dem Sein. Sie ist das Aufscheinen, ist der Glanz der Wirklichkeit. Sie zeigt an, wie hoch im Rang des Metaphysischen ein Seiendes steht. Darum begehrt der Mensch nach der Macht. Sie tut kund, was er ist. Aber, das ist das Eigentümliche an ihr, nicht bloß den andern verkündet sie dies, sondern auch, ja vor allem ihm selbst. Erst in der Anerkennung durch die andern bekommt sich der Mensch zu Gesicht. Dauernd bedarf er der Selbstbestätigung durch das Urteil seiner Mitmenschen. Immer wieder muß ihm gesagt werden, wie groß, wie mächtig, wie weise und wie gut er ist, damit er daran glauben könne. Die eigene Macht verspürt er als wirklich nur in der Unterwerfung der andern, die eigene Größe nur in ihrer Erniedrigung, die eigene Freiheit nur in ihrer Abhängigkeit von ihm. Sobald diese nachlassen, sinkt auch sein Selbstbewußtsein, wird er am eigenen Können und am eigenen Wert irre.

Hierin zeigt sich aber an, daß der Mensch schlecht in sich gegründet ist. Er ruht nicht ungestört im eigenen Wesen wie Tier und Baum und Stein. Er ist nicht Fülle, sondern Leere, Leere, die gierig danach verlangt, durch die Anerkennung der andern erfüllt zu werden. Anerkennung aber erzwingt man sich durch Macht. Weil der Mensch in sich keinen festen Grund verspürt,

sucht er sich auf die andern zu stützen, sich ihr Sein zur Festigung des eigenen anzueignen. Darum dürstet er nach Lob, darum ist er für die unsinnigste Schmeichelei zugänglich; immer neue Beweise muß er dafür schaffen, und sei es durch Zwang, daß er eigentlich doch etwas bedeute, um das Zeugnis der innern Hohlheit zu widerlegen. Gerade der Zwang, das Vermögen, andern gegen ihren Willen die eigene Anerkennung abzunötigen, bringt ihm spürbarer als alles andere die eigene Bedeutung und Größe zum Bewußtsein.

Gegründet auf Ohnmacht

Und doch ist der ganze Versuch von vornherein zum Scheitern verurteilt. Stützt sich doch der Mensch in dem Bestreben, festen Grund zu finden, auf Menschen, die sich in ihrem eigentlichsten Sein ebenso ungesichert fühlen wie er. Er kommt durch sie auf keinen festeren Grund. Auch sie sind ohne Unterlaß auf Anerkennung um jeden Preis aus. Auch sie sind zu jeder Zeit bereit, diese Anerkennung zu erzwingen. Auch ihr Bestreben geht darauf aus, alle andern von sich abhängig zu machen und dadurch die eigene Unabhängigkeit sicherzustellen. So führt die Gier nach Bestätigung durch die andern zum erbitterten Kampf um den Vorrang, um die Macht. Dieser Kampf gerät aber selbst in einen Zwiespalt.² Um der Anerkennung jederzeit vollkommen sicher zu sein, möchte jeder Machthaber alle andern zu willenlosen Sklaven machen. Aber Anerkennung hat nur Wert als frei, als um der Sache willen gezollt. Mit der Unterdrückung der Freiheit verliert sie jeden Wert und wird zum unglaublichen Schein.

Aber nicht nur das. Wer Anerkennung von seiten anderer nötig hat, um er selbst zu sein, überantwortet sein Selbstsein ihrer Freiheit und damit ihrer Willkür. Was er ist, bestimmt nicht mehr er, sondern das Urteil der andern; sein Sein besteht in dem, was er bei ihnen gilt. Er verlegt also sein Selbst in das, was er nicht ist, was er auch nie in seine Hand bekommen kann, worüber ihm eine stets sichere Verfügung verwehrt ist. So ist er sich selbst entfremdet. Gerade durch den Versuch, selbst zu sein durch das Urteil anderer, verliert sich der Machtsüchtige unrettbarer als in jeder andern Art von Selbstentfremdung. Die innere Leere und Bodenlosigkeit nimmt zu und stürzt den Menschen in eine unerträgliche Unzufriedenheit mit dem Dasein. Aus dieser Enttäuschung scheint es aber nur einen einzigen Ausweg zu geben, Vergrößerung der Macht, um damit immer wichtiger den Gehorsam und die Anerkennung der andern zu erzwingen. So artet das Verlangen nach Selbstbestätigung durch die andern in quälende Macht-sucht aus, die sich der Vergeblichkeit ihres unseligen Beginns wohl bewußt ist und sie doch nicht wahr haben will, weil sonst nur die Verzweiflung übrigbleibt.

Aus dieser Sucht entspringt die Maßlosigkeit der Machtgier, die vor keiner Untat und keiner Grausamkeit zurückschreckt und nur durch die Furcht vor

² J. P. Sartre, *L'être et le néant*. Paris 1943.

einer noch größeren Macht in Schranken gehalten, aber keineswegs innerlich befriedet wird. Jeder Mensch ist durch seine Freiheit ein möglicher Feind, der den Machthaber verneint, statt zu bestätigen. Am besten wäre es, ihn aus dem Wege zu schaffen, ja die ganze Menschheit zu beseitigen. Aber mit der Gefahr der Verneinung verschwände auch die Möglichkeit der Anerkennung. Das Ziel, das Hegel als das Wesensziel des Menschen erklärte, daß sich ein jeder von den andern als das anerkannt wisse, was er wirklich ist, ist nicht nur deswegen unmöglich, weil das Selbstbewußtsein des Menschen nie mit der Erkenntnis durch andere zur Deckung zu bringen ist, da jede dieser Erkenntnisarten Seiten am Menschen erfaßt, zu denen der andern der Zutritt verschlossen ist. Selbst wenn unmöglicherweise die Anerkennung durch den Mitmenschen dem eigenen Sein vollkommen entspräche, so bliebe sie eine große Enttäuschung; denn sie setzt ja dieses Sein bereits voraus und vermag es darum nicht zu begründen. Die Macht als Strahlung des Seins ist von diesem getragen. Darum müßte sie immer in seinem Dienst stehen. Wo sie zu einem Selbstzweck verkehrt wird, da kehrt sie sich zerstörend gegen den eigenen Grund, gegen alles, was ist, wenn es in seiner Selbständigkeit ihrer Ausdehnung in den Weg tritt. Zu einer solchen Verkehrung treibt aber den gefallen Menschen die immer wieder enttäuschte Hoffnung, sich durch eine größere Macht endgültig bestätigt zu finden. Darum ist ihr Wirken in der Geschichte von so viel Unheil begleitet gewesen.

So bestätigt sich das Urteil Christi über alle menschliche Macht. Sie ist wesentlich Machtlosigkeit und führt den Menschen in die Sklaverei. Jede Krone ist eine Dornenkrone, jedes Szepter ein schwaches Rohr und jeder Königsmantel ein elender Fetzen. Alle menschliche Macht verdeckt eine abgrundtiefe Ohnmacht, ist aus ihr geboren und darum ein verführerischer Trug. Vom Sein gerät der Mensch durch sie in den Schein und seine Nichtigkeit. Mit Recht sagte man von dem Herrn, wie ihn Hegel in dem berühmten Kapitel der „Phänomenologie des Geistes“ darstellt, das betitelt ist „Selbständigkeit und Unselbständigkeit des Selbstbewußtseins, Herrschaft und Knechtschaft“, er müßte Gott sein, um wirklich existieren zu können.³ Aber Gott bedarf keiner fremden Anerkennung; sicher ruht in sich das anerkennende Füreinander der drei göttlichen Personen!

In der Tat, seiner selbst vollkommen mächtig und im Sein sicher gegründet wie Gott müßte der Mensch sein, sollte die Macht für ihn nicht zum berausenden Gifttrank werden. In der heidnischen Vergöttlichung liegt eine ferne Ahnung davon: nur in göttlichen Händen wirkt die Macht wohltuend. Und dies wäre doch ihre eigentliche Bestimmung, zum Besten aller zu dienen. Darum gab man den hellenistischen Königen, gab man den römischen Cäsaren zur Zeit Christi die Titel Wohltäter, Heiland der Welt. Denn

³ Jean Hyppolite, *Genèse et structure de la Phénoménologie de l'esprit*. S. 168. (Zit. bei Alb. Camus, *Die Gottesmörder*, in: *Offener Horizont*, Festschrift für Karl Jaspers. München 1953, S. 20.)

das liegt in ihrem letzten Ursprung. Als Glanz und Aufscheinen des Seins kommt die Macht wie das Sein von Gott. Von diesem Ursprung her ist sie in sich gut. Verwerflich wird sie durch den Mißbrauch, zu dem der Mensch sie in seiner erbsündigen Schwäche zwingt. Voller Verzweiflung versucht er immer wieder das Unmögliche und Unsinnige: er will Stütze und Sicherheit seines Seins bei dem finden, was diesem Sein erst entströmt und darum nicht fester gegründet sein kann als dieses selbst. Steht das Sein des Menschen nicht unerschütterlich in seinem Grund, so kann auch seine Macht ihm nicht Festigkeit verleihen. Daher die Zwiespältigkeit aller menschlichen Macht. Sie kommt von Gott und ist darum gut und unentbehrlich. Aber der Mensch verlangt von ihr, was sie nicht geben kann; er überfordert sie aus der eigenen Unsicherheit heraus und verkehrt damit ihr Wesen und vergiftet ihre Wirkung.

Die wahre Macht

Die Macht bedarf darum wie alles Menschliche, ja mehr als alles übrige, der Erlösung. Aber diese kann nicht durch die Macht kommen. Macht kann Macht wohl zurückdrängen, aber sie vermag sie nicht zu entgiften. Der Mensch muß vielmehr aufhören, in ihr die Gründung seines Daseins und die Bestätigung seines Wertes zu suchen. Das setzt wiederum voraus, daß er diese anderswo gefunden hat, daß er sie da gefunden hat, wo sie wirklich liegen, in Gott. Da Gott aber persönlich ist, bringt nur die Liebe zu ihm Nähe und Einverständnis. Darum findet der Mensch nur in ihr zum Grund seines Seins und erfährt darin eine ungeahnte Geborgenheit und Erfüllung. Dann erst wird er frei auch gegenüber der Macht. Er ist nicht mehr mit den Sklavenketten der Gier an sie gefesselt; er wird im Gegenteil wieder ihr Herr, bekommt ihr gegenüber einen festen Stand und einen inneren Abstand.

Liebe ist wesentlich Anerkennung und Bejahung einer andern Person in ihrer Selbständigkeit, in ihrer Freiheit und in ihren echten Möglichkeiten. Mit einer solchen Gesinnung ist eine Anwendung der Macht unvereinbar, die den Mitmenschen knechten und zum Werkzeug der eigenen Selbstsucht herabsetzen möchte. Für sie kann die Macht nur den einen Sinn haben, der Selbstverwirklichung eines jeden den nötigen Raum zu schaffen und freizuhalten, so daß er vor jedem ungebührlichen Einbruch fremder Gewalt geschützt ist. An diesem Wesenssinn findet jede Anwendung von Gewalt ihr Maß, das sie nicht überschreiten darf, ohne schweres Unheil anzurichten. Aber nur der Mensch, der nicht mehr in der Macht den letzten Halt und die Beschwörung seiner Daseinsangst sucht, der das Trügerische ihrer Verlockung durchschaut hat und fest in Gott stehend den innern Abstand zu ihr wahrnt, wird einer solchen Einstellung zum Mitmenschen fähig sein. Nur die wahre Liebe zu Gott und den Menschen, die aufbauende und schöpferische Liebe bringt den Menschen wieder zurück in das rechte Verhältnis zur Macht und befreit ihn aus ihrer tödlichen Umarmung.

Von der Liebe erhält so alle andere Macht ihr inneres Maß. Dieses Maß ist das Wohl der Menschen. In ihrem ursprünglichen Wesen ist sie ja für dieses Wohl gemeint. Darum kommt sie darin zur Ruhe und verliert den quälenden Stachel, der sie sonst über alle Grenzen hinaus ins Unselige vorantreibt. Sie gibt den unberechtigten Anspruch auf Totalität auf und tritt ihn an *die* Macht ab, der er allein von Wesen zukommt, der Liebe. Denn da die Liebe den Menschen mit Gott ins Einverständnis bringt und da sie ihren Sitz am innersten Ursprung und an der wesentlichen Mitte des menschlichen Seins hat, so strahlt sie von da ebenso in seine ganze Welt aus, um sie zu durchdringen und zu verwandeln, wie die Liebe Gottes die ganze geschaffene Welt umfaßt. Dieser Totalitarismus ist der einzige, der dem Wesen der Dinge entspricht und dadurch gerechtfertigt ist. Er ist auch der einzige, der den Menschen nicht entwürdigt, da er seine Freiheit nicht vermindert, sondern zu der größten Entfaltung aufruft.

Wenn aber die Liebe, und nur sie, imstande ist, die Macht zu entgiften und innerlich zu verwandeln, dann ist sie die Macht aller Macht, die Macht, von der alle übrige Macht ihre wohltuende und befreiende Wirkung herleitet; das Gute ist allein echte Wirklichkeit. Ihre Größe zeigt sich gerade darin, worin der unerlöste Mensch einen Beweis ihrer Ohnmacht sieht, darin, daß sie ohne Lärm und Aufsehen ganz in der Stille wirkt. Setzt sie doch im innersten Punkt des Menschen an, da, wo all sein Denken und Tun den Ursprung hat. Von diesem Angelpunkt aus verschiebt und verändert sie seine ganze Haltung zur Welt und macht die Gewalt mit ihrem Lärm und den Zwang mit seiner entwürdigenden Bedrückung überflüssig. Sie wirkt still und stetig, wie sonst nur Gott wirkt; aber sie wirkt auch so mächtig wie er. Darum ist sie das unsichtbare, aber unentbehrliche Fundament aller Kultur. Je höher diese sich erheben will, um so tiefer muß sie in der Liebe verankert sein.

Macht und Gewalt

Je tiefer in der Rangordnung der Wirklichkeit eine Macht steht, um so näher der Oberfläche liegt hingegen der Punkt, wo sie wesensgemäß im Menschen ansetzt. Um so beschränkter ist darum das Gebiet, auf dem ihr Wirken berechtigt ist. Um so zwingender ist sie schon in ihrem Ursprung der Unfreiheit verhaftet. Ein Können im eigentlichen Sinn und darum Macht gibt es nur für den Geist und seine Freiheit. Darum hat alle Macht einen Bezug auf den Geist, und es ist eine Forderung ihres Wesens, daß sie sich ihm einordne und in den Grenzen bescheide, die ihr im Hinblick auf das Wohl des ganzen Menschen gezogen sind.

Am tiefsten an Rang steht die Macht, die wesentlich auf Zwang gründet. Der Zwang setzt am Leib und seinen Bedürfnissen ein und nur auf dem Umweg über ihn erreicht er den Geist. Er ist also wesentlich an das Stoffliche und an die unterpersönlichen Mächte im menschlichen Sein gekettet. Die stoffliche Kraft ist aber ihrer selbst nicht mächtig; sie kann immer nur,

was sie tut und tun muß. Unfrei wird sie dahingetragen. Sie kann weder unterscheiden noch wählen; darum ist sie sittlich gleichgültig und läßt sich zum Bösen ebenso willig gebrauchen wie zum Guten. Wer Zwang ausübt, begibt sich in den Bereich dieser Unfreiheit und Notwendigkeit. Sind in ihm nicht große geistige, d. h. sittliche und religiöse Kräfte wach und wirksam, so verfällt er dem Banne dieser niederen Mächte und gerät selbst in den Griff des Zwanges, den er ausübt. Dann verzerrt sich das lichte Antlitz des Geistes in eine dämonische Fratze; auch er wird zu einem gefallenem Engel. Die Gefahr ist für den unerlösten Menschen so gut wie unüberwindlich; denn seine Blindheit für die geistigen Wirklichkeiten verleitet ihn dazu, im Stofflichen die einzige Wirklichkeit und in seiner greifbaren Kraft die einzige Macht zu sehen und darum sein ganzes Vertrauen auf die Gewalt und den Zwang zu setzen.

Jede Macht, die im Besitz von Zwangsmitteln ist, bedarf darum der ständigen Überwachung, damit sie nicht aus diesen Grenzen ausbricht und Unheil stiftet. Sie muß immer wieder an ihren Platz verwiesen werden, und nie darf man sie sich selbst mit ihren eigenen sinnlosen Antrieben überlassen. Der Ruf nach uneingeschränkter Selbständigkeit, der in den letzten Jahrhunderten so oft von der Politik und von der Wirtschaft erhoben wurde, ihr leider nur zu oft geglückter Versuch, sich dem Einfluß des Religiösen und Sittlichen zu entziehen, ist nur eine neue Form des Sklavenaufstandes des Niederen gegen das Höhere, der ständig die Menschheit bedroht.

Der Mensch aber, der in seinem Bereich dem Gelüste nach Macht entsagt und sich bemüht, selbstlos nach Kräften andern zu helfen und sie zu ihrem Recht kommen zu lassen, trägt auf unsichtbare Weise dazu bei, die Macht von dem Fluch zu erlösen, der auf ihr lastet. Allerdings darf ein solcher nicht davor zurückscheuen, daß auch er Anteil an der Dornenkrone, an dem Spottzepter und an dem Narrenmantel erhält, die der wahre Gottkönig als Abzeichen seiner Macht gewählt hat. Denn nur in der scheinbaren Ohnmacht der Liebe wirkt die wahre Macht, wie die scheinbare Macht der Gewalt in Wirklichkeit Ohnmacht ist. Nur wo sie in Entsagung und Opferbereitschaft ausgeübt wird, wird die Macht wohlthätig auch für den, in dessen Hand sie gelegt ist. „Religiös regieren, religiös der Regierende sein, heißt der Leidende sein; religiös regieren, das ist leiden,“ sagt Kierkegaard.⁴ Es ist von einer tiefen Symbolik, daß über der christlichen Königskrone beherrschend das Kreuz schwebt.

⁴ Das eine, was not tut.